

# Gemeinsam glücklicher

Ein Banker und ein Mönch schreiben gemeinsam ein Buch, das bedarf der Erklärung: Wie kommen zwei so unterschiedliche Menschen zueinander?

Weise: Wir haben uns auf einem Auswahlseminar für Studenten verschiedener Fachrichtungen kennengelernt. Auserwählt wurde keiner von uns, aber unsere Freundschaft hat dort begonnen. Bereits damals waren wir beide der Meinung, dass unsere Gesellschaft zwar materiell nicht schlecht versorgt ist, dass jedoch andere wichtige Dinge im Argen liegen. Die vielen freudlosen, unzufriedenen Gesichter, denen man täglich begegnet, zeugen davon. Es ist egal, ob man dies mehr aus weltlicher oder christlicher Sicht betrachtet.

Hier der Banker als knallharter, alleinverantwortlicher Analyst, dort der Mönch, der in seiner Zelle zu seinem Gott betet – sind Sie Ihrer Rollen überdrüssig oder warum geißeln Sie beide ausgerechnet den Individualismus?

Kiener: Dieser Widerspruch scheint bei mir als Banker am größten zu sein, beim Verständnis des Problems hat mir dies jedoch geholfen. Um den übermäßigen Individualismus und seine Folgen zu erkennen, muss man sie selbst mitgemacht haben, die immer größere Distanz zu den Mitmenschen, den Rückzug auf die Kleinfamilie, die verbreitete Anonymität an Orten, die eigentlich menschlicher Begegnung dienen sollten. Mein Koautor lebt übrigens als Dominikanerbruder von Haus aus in einem starken Gemeinschaftsbezug.

Wenn man Individualismus als Freiheit versteht, viele Möglichkeiten zu haben und zu nutzen – was spricht gegen diese Art der Selbstverwirklichung?

Weise: Gegen diese Freiheit gibt es nichts einzuwenden. Viele Möglichkeiten können Sie allerdings auf rein individualistische Weise nicht sinnvoll nutzen. Wenn man in einem neuen Restaurant ums Eck essen gehen oder irgendetwas feiern möchte, aber keine Freunde hat, die mitkommen wollen, dann wird einem das Ganze wenig Freude bereiten. Übermäßiger Individualismus kann schnell zur Sackgasse werden bei der Selbstverwirklichung.

Die Fußball euphorie scheint Ihnen recht zu geben – kann der Mensch nur im Rudel glücklich werden?

Kiener: Der Mensch hat ein soziales Bedürfnis, ein Bedürfnis nach menschlicher Wärme, nach einem Gemeinschaftsleben, in dem sich auch nicht-berufliche Seiten der Persönlichkeit entfalten können, nach hin und wieder einer guten Feier, bei der man sich mit anderen am Leben erfreuen kann. Dies gehört zur Lebensfreude dazu, und auch heute gilt: „geteilte Freude ist doppelte Freude“.

Sie bemühen auch das Gemeinschaftsgefühl im Dritten Reich oder in der DDR, das allerdings hier wie da eher auf einer

AUF DER SUCHE NACH DER LEBENSFREUDE: Banker Wolfgang Kiener und Dominikanermönch Frater Johannes Weise.

Zwangsgemeinschaft beruhte, die den Einzelnen total kontrollierte und indoktrinierte. Ist diese Geborgenheit ernstlich wünschenswert?

Weise: Nein, mit Sicherheit nicht. Der Sozialkontakt in diesen Gesellschaften wurde tatsächlich in Teilen politisch erzwungen und missbraucht, in anderen Teilen wurde er allerdings auch auf unpolitische Weise von der Bevölkerung für die eigene Geselligkeit genutzt. Heute kann es jedoch nicht um irgendwelche erzwungenen Gemeinschaften gehen. Vielmehr stellt sich die Frage, wie wir in Freiheit wieder zu mehr sozialem Leben, als Bestandteil menschlicher Lebensfreude finden.

Individualisierung, sagen Sie, ist gut, wird sie aber individualistisch, sei das schlecht – worin besteht der Gegensatz?

Kiener: Übermäßiger Individualismus liegt vor, wenn viele Dinge im Leben, etwa Frei-

zeitaktivitäten, nicht mehr zusammen mit anderen Menschen gemacht werden, mit denen man sich ja abstimmen müsste, sondern allein. Bei dieser Lebensweise gehen die nötigen sozialen Fähigkeiten, um mit anderen gut auszukommen, verloren. Laut einem Wirtschaftsverband

Offensichtlich stehen Sie beide unter dem besonders positiven Eindruck erlebter Lebensfreude in südlicheren Gefilden – liebe Sie sich deren Temperament hierher übertragen?

Weise: In der Tat gibt es heute in manchen südlicheren

„Wir müssen offenbar die wirkliche Freude am Leben – und einiges, was dazugehört – erst wieder ‚lernen‘“

Aus: Die Individualisierungs-Falle

liegen inzwischen einige der Hauptgründe dafür, dass sich deutsche Unternehmen von neu eingestellten Mitarbeitern wieder trennen müssen, in mangelndem Sozialverhalten und mangelnder Integrationsfähigkeit. Hingegen bedeutet die Individualisierung eines Menschen als eine Verwirklichung seiner Anlagen, dass er auch seine sozialen Fähigkeiten entwickelt und zu anderen Menschen lebendige Beziehungen unterhält.

Ländern mehr Lebenskultur, man denke an die Tanzkultur in Südamerika, die zur dortigen Lebensfreude entscheidend beiträgt. Früher besaß jedoch auch die Stadt- und Landbevölkerung bei uns solche Lebenskultur, in Form von Volkstänzen und anderen Festen an Sonn- und Feiertagen, von populärem Theater und gemeinsamem Liedgut. Heute lächeln wir hierüber, wie der Soziologe Gerhard Schulze angemerkt

hat, dabei haben wir kaum noch die entsprechenden Fähigkeiten, um gemeinsam mit anderen Zeit zu gestalten.

Wie ist es aber zu erklären, dass Ihr Bild vom leblosen, unzufriedenen und verdrossenen Westler so gar nicht mit der aktuellen Werbung zusammenpassen will, die geradezu den gemeinsam feiernden und kochenden und lachenden Menschen entdeckt zu haben scheint?

Kiener: Die Sehnsucht danach, gemeinsam schöne Seiten des Lebens zu genießen, ist bei den Menschen latent vorhanden. Die Werbung macht sich diese Sehnsucht zunutze, indem sie ständig Szenen intensiven und fröhlichen Lebens zeigt. In der Realität scheint es uns aber an lebenskulturellen Fähigkeiten, um solch anregende Aktivitäten in der Freizeit zu erleben, zu mangeln. Der Wissenschaftler Tibor Scitovsky hat festgestellt, dass in unserer Freizeit Aktivitäten über-

hand nehmen, die kaum Fähigkeiten erfordern, aber auch dementsprechend wenig Anregung verschaffen, wie das Fernsehen. Scitovsky stellte die Frage: „Liegt es daran, dass zu wenige von uns echte Kenntnisse auf dem Gebiet des Lebensgenusses aufzuweisen haben?“

Was unterscheidet in Ihren Augen einen kleinen treuen Freundeskreis von einem wie Sie es nennen „lebendigen Sozialleben“?

Weise: Ein kleiner Kreis besonders enger Freunde ist ein natürlicher Teil des sozialen Lebens. Auch dieser Kreis benötigt indessen Lebenskultur, um eine lebendige Gemeinschaft zu bleiben und nicht in ein immer selteneres Treffen einiger alter Freunde abzugleiten. Und jeder Freundeskreis bewahrt sich die Lebendigkeit eher, wenn er offen für neue Menschen und Anregungen ist, anstatt eine verschlossene Clique zu bilden.

Letztlich landet man immer wieder bei der Frage nach der wahren Lebenskunst – läuft es mal wieder auf die Formel „Weniger ist mehr“ hinaus?

Kiener: Nicht wirklich, auch wenn es so wirkt. Lebenskultur beginnt tatsächlich bei einfachen Dingen wie dem Essen und Trinken. Materielle Aspekte spielen nicht die wichtigste Rolle, das soziale Leben schon eher, man denke an Aktivitäten wie den Tanz, den Gesang oder überhaupt das Feiern, die meist in Gemeinschaft stattfinden. Diese auf den ersten Blick einfachen Aktivitäten erfordern aber doch einiges an eingeübter Kultur, genauso wie aus dem Essen erst durch die erprobte Kochkunst ein Genuss wird.

Wie also rauskommen aus dem Teufelskreis von übermäßigem Individualismus und mangelnder Lebenskultur?

Weise: Um zur Lebensfreude zurückzufinden, kommt es auf nichts anderes an als auf das, was Menschen in weniger individualistischen Gesellschaften auch getan haben bzw. tun. Es kommt darauf an, dass wir den Kontakt zu unseren Mitmenschen wieder herstellen, das Sozialleben wieder erwecken und dass wir uns Lebenskultur im zuvor besprochenen Sinn wieder aneignen und in unseren Alltag aufnehmen.

Für den Mönch kann man sich ein ausgeglicheneres Leben noch gut vorstellen, funktioniert das auch bei einem ständig unter Zeit- und Erfolgsdruck stehenden Banker?

Kiener: Es funktioniert. Natürlich kann ich dann nicht mehr meine ganze Energie nur noch der Karriere widmen. Aber mit mehr Lebensfreude hat man auch mehr Energie zur Verfügung als zuvor, sodass man den Beruf gut bewältigen kann. Und man möchte auf die Freude auch nicht mehr verzichten, deshalb achtet man konsequenter darauf, schöne Seiten des Lebens zur Entfaltung kommen zu lassen.

Der eine ist katholischer Mönch und Seelsorger, der andere Banker und Investment-Analyst. Gemeinsam fragen Frater Johannes Weise und Wolfgang Kiener, warum viele Menschen trotz Wohlstand und Überfluss unzufrieden, freudlos und verdrossen sind. In ihrem Buch „Die Individualismus-Falle“ plädieren sie für eine radikal erneuerte Lebenskultur in Deutschland. Wir haben mit beiden gesprochen.

Von Hanno MÜLLER

LESEPROBE:

Im Vergleich zu den Verhältnissen in etlichen Gesellschaften, u. a. in Südamerika, ist es bei uns wirklich auffallend, wie leblos, unzufrieden und verdrossen viele Menschen aussehen und wie wenigen ein Lächeln ins Gesicht geschrieben steht. Neuerdings gibt es sogar Kurse, um Lachen zu lernen. Selbst wenn man davon ausgeht, dass es unaufrichtig wäre, im stressigen Arbeitsleben gut gelaunt zu sein, und sich nur am Samstagabend umschaut: die Situation ist nicht viel anders. Wenn man sich nicht überhaupt auf verschiedenste Art langweilt, dann werden in Deutschland z. B. in Restaurants oder Bars oft die ernstesten Themen diskutiert und beklagt, obwohl man eigentlich ausgegangen war, um sich zu amüsieren. . . Der Kontrast zu fröhlichen Gesichtern in einem einfachen Tanzlokal in Südamerika – ohne Shows und sonstigen „Schnickschnack“, mit Tischen und einer Tanzfläche, wo gelacht und getanzt wird – ist frappierend.

Aus: Die Individualisierungs-Falle.

DIE AUTOREN

Wolfgang KIENER (Jg. 1975) studierte Betriebswirtschaft in München und arbeitet heute nach verschiedenen Auslandsaufenthalten als Banker.

Johannes WEISE (Jg. 1976) studierte zuerst evangelische, dann katholische Theologie und leistete seelsorgerische Arbeit in England, Rumänien und Lateinamerika. Seit 2004 ist er Mitglied des Dominikanerordens.

Ihr gemeinsames Buch *Die Individualismus-Falle: Warum die Lebensfreude schwindet und wie wir das ändern können* (260 S., ISBN 3-423-24675-0) erschien im Deutschen Taschenbuch-Verlag (dtv) und kostet 14,90 Euro.

Nein, früher war nicht alles billiger. Manches war sogar teurer. Fotos zum Beispiel. Nicht irgendwelche Fotos, das eigene Foto in der eigenen Zeitung. Das machte, unter Kollegen, einen Kasten Bier. Der Schmerz hielt sich aber in Grenzen, denn zum einen war man dann schließlich berühmt und zum anderen handelte es sich nur um die Binnengewährung der Deutschen Demokratischen Republik, die war schon gut getauscht gegen Bier. Aber, wir alle beklagen es, die guten alten Sitten sind im Verfall begriffen. Doch wie immer in solchen Fällen, es gibt auch Profiteure der kulturellen Krise. Die Kollegin R. zum Beispiel, die

sich in dieser Woche auf der Kulturseite über einem von ihr verfassten Nachruf abgebildet fand. Schließlich, wir wollen unseren Lesern etwas bieten, wenn wir vom Feuilleton auch nicht mit der Magazin-Seite konkurrieren können. Aber was sollen wir machen, wenn wir schon mal eine Frau zeigen, dann mag sie sich nicht ausziehen. Aber zahlen musste sie auch nicht. Im Übrigen wird die optische Präsentation hauseigener Persönlichkeiten in dieser Zeitung eher selten gepflegt, dabei, wir sind hier alle nicht nur blitzgescheit sondern auch bildschön. Sogar die Frauen. Andere sind da weniger knauserig mit sich selbst. Es

gibt Kollegen – keine Namen! keine Namen! –, die würden sich, gälte die alte Bierkasten-Regel noch, dumm und dämlich zahlen. Und die Redaktionen befänden sich im seligen Zustande ständiger Trunkenheit. Aber das ist noch gar nichts. Jetzt ist der GAU eingetreten, die Größte Anzunehmende Unklarheit. Denn eine Unklarheit entsteht, wenn, sagen wir, die Zeitung A das Bild des Mitarbeiters B der Zeitung C veröffentlicht. Diese Unklarheit könnte entstehen in der Zeitung C. Was mich nicht weiter berühren müsste, wäre die Zeitung C. nicht diese und wäre der Mitarbeiter B nicht der Unterzeichnende. Erwägt er, mag man sich fra-

gen, einen Übertritt? Liebäugelt er, kann es heißen, mit der Möglichkeit, sich bei den anderen in einem Monat so oft abgebildet zu finden, wie in seiner Zeitung in siebzehn Jahren? Nein, weder erwägt noch liebäugelt er; indessen, allein das Aufkommen solcher Fragen ist dem sozialen Fortkommen nicht förderlich. Es gilt an keiner Zeitung dieser Welt als vertrauensbildende Maßnahme, sich in einem anderen Blatt abbilden zu lassen – es sei denn, bei der Verleihung des Pulitzer-Preises. Indessen, Medien neigen eher selten dazu, die Erfolge der Anderen fröhlich zu feiern. Aber nicht nur ich bin gefährdet, auch eine weitere Mitar-

beiterin dieser Zeitung ist betroffen, auch sie ist auf dem Bild. Während der Autor auf diesem skandalösen Foto lediglich die Hand auf dem Schoß der neben ihm sitzenden Dame abgelegt hat, findet man die Kollegin, man denke!, ganzkörperlich auf dem Schoß eines Mannes. Und dies in einem Outfit, na, Schwamm drüber.

Es geht mir mit diesem Foto, auf dem ich zu sehen bin, so wie vielen älteren Herren mit ihrer Vergangenheit: Ich kann mich nicht erinnern. Obgleich ohne Zweifel, ich war dabei, als das Bild entstand. Ich muss ein wenig über sechs Jahre alt gewesen sein, die Kollegin ist um so viele Jahre jünger, meine Schwester sitzt

da auf dem Schoß unseres Vaters. Das Foto diente der Zeitung zur Illustration glücklicher Jahre jüdischen Familienlebens. Und da es die einzige Familie zeigt, die auf dieser Seite zu sehen war, wurde sie gleichsam zur Vorzeige-Familie. Wenn ich auch das Foto nicht erinnere, so doch die Zeit, und die Familie auch, und deshalb kann ich empirisch bestätigen, was die Medientheoretiker verkünden: Fotos sagen nicht immer die Wahrheit. Sie lügen nur besser. Und deshalb ist es womöglich glaubhaft, wenn ich versichere: Dieses Foto wollt' ich nicht.

Henry GOLDBERG

## Ein Foto in der Zeitung

Salon